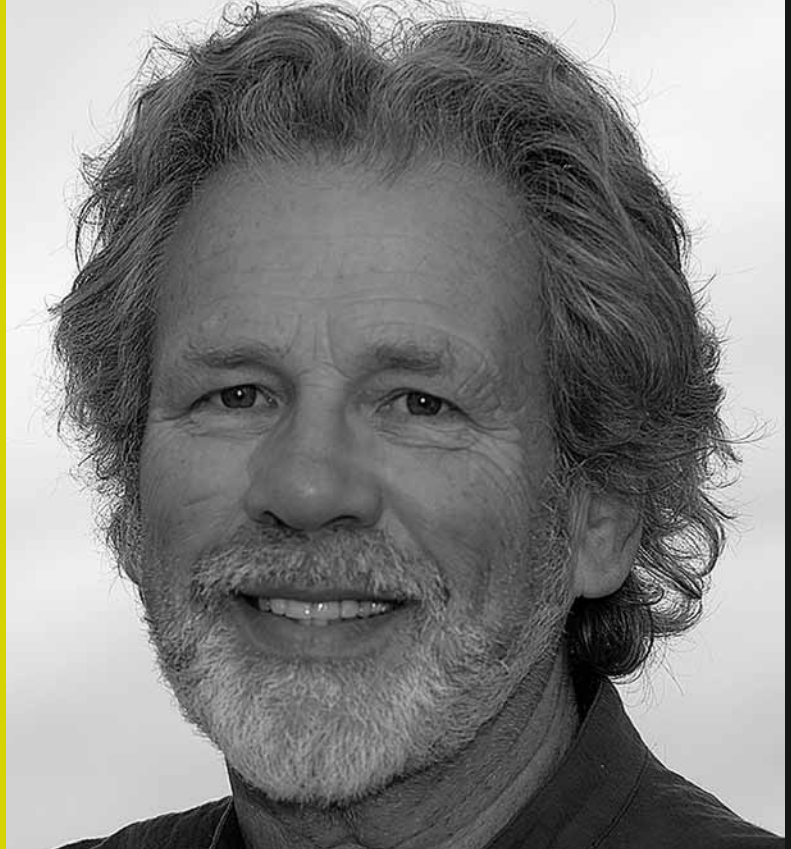




Wolf-Rüdiger Marunde

Foto: Privat

Wunschlos glücklich

Mit seiner Karikatur einer lange verwaisten, öden Dorf-Tankstelle, die in der Automobil-Krise als „Mental Tankstelle“ für „Achtsame Autowäsche“ wirbt, gewann Wolf-Rüdiger Marunde den Deutschen Karikaturenpreis 2020 in Gold. „Die Zeichnung habe ich im Januar 2020 gemacht. Da hat die Autoindustrie schon über Absatzschwächen geklagt, dass sich die Vorlieben der Menschen ändern und das Auto immer weniger als dringend nötig und als Statussymbol gesehen wird.“ Damals sei ihm die Idee mit der „Achtsamkeit im Autoverkehr“ gekommen. „Achtsame Autowäsche – das hat mir besonders gefallen!“, er schmunzelt und freut sich immer noch über diesen Einfall. Natürlich auch darüber, dass er bei der Jury genauso ankam. Der jährlich vergebene Deutsche Karikaturenpreis gilt hierzulande als die bedeutendste Auszeichnung im Genre Karikatur und Cartoon, und Marunde ist bereits zum dritten Mal als Gewinner dabei: 2002 ebenfalls in „Gold“, 2015 in „Bronze“. Zahlreiche Bücher, Kalender und Postkarten sind von ihm erschienen; Reihen rund um „Marundes Landleben“ und „Schweinshäuser“, „Expeditionen in die Provinz“ oder „Landluft“. Fast immer dreht es sich um das Leben auf dem Land. „Dabei geht es mir um Verhaltensweisen, Gefühle und Bedürfnisse. Ich gehe mit offenen Augen und Ohren durch die Welt und interessiere mich sehr für Menschen. Wie sie leben, was sie sagen, was sie tun. Besonders interessant finde ich ihr Sozialleben.“ Schnelle Gags, Pointen und Kalauer interessieren ihn nicht, und sein Humor entspreche oft nicht dem der anderen, meint er. Über Witze kann er vielfach nicht lachen: „Ich verstehe sie nicht. Auf der anderen Seite finde ich vieles, was ernst gemeint ist, total lustig.“ Er möge es eher hintergründig, nur andeutungsweise. „Wo man interpretieren muss und vieles offen bleibt.“ In Gummistiefeln und Arbeitskluft steht Wolf-Rüdiger Marunde im Garten des denkmalgeschützten Fachwerkhäuses in einem kleinen Dorf im Wendland, wo er mit Freundin Birgit Fuhrmann, einer Lehrerin, lebt. Er schiebt einen weiteren dicken Ast ins Feuer. „Wir haben gerade den Schuppen abgerissen und wollen den Garten umgestalten.“ Seit fast 33 Jahren hat der Karikaturist im Wendland sein Zuhause.

se, davor in Schleswig-Holstein – immer auf dem Lande. „Ich kenne nichts anderes als Provinz. Ein städtisches Leben habe ich nie geführt.“ 1954 nördlich von Hamburg in einer ländlichen Umgebung als ältestes von drei Geschwistern aufgewachsen, war er den ganzen Tag draußen. „Nur bei schlechtem Wetter saß ich drinnen, und dann habe ich gezeichnet. Damals meist Häuser, weil ich Architekt werden wollte.“ Als er 14 war bekam er einen neuen Kunstlehrer, und dem fiel die Begabung des Jungen sofort auf. „Der war ganz aufgeregt über das, was ich machte. Erst da habe ich gemerkt, dass ich mehr kann als die anderen in der Klasse“, erinnert sich Marunde. Mit 17 beschloss er, die Begabtenprüfung an der Hamburger Fachhochschule für Gestaltung heute HAW, Hochschule für angewandte Wissenschaft, zu versuchen. „Dann brauchte ich nämlich kein Abi und mir nicht so lange auf dem Gymnasium den Hintern plattsitzen, mit Fächern die mich nicht interessierten“, sagt er und lacht. Nach bestandener Aufnahmeprüfung musste er den Eltern (Vater Ingenieur, Mutter Bibliothekarin) versprechen, Kunstlehrer zu werden. „Damit ich mal ein Auskommen habe. Die misstraute einem künstlerischen Beruf.“ Während des vierjährigen Studiums zum Illustrator sah er auf einer Frankreichreise zum ersten Mal Comics für Erwachsene. „In den Pariser Buchläden gab es ganze Abteilungen damit, in einer künstlerischen Qualität, die ich vorher nicht kannte!“ Von da an war für ihn die Richtung klar. Über die Arbeiten von E.W. Bernstein, Robert Gernhardt und vor allem F.K. Waechter entdeckte er die Frankfurter Schule und mit ihnen die „Komische Kunst“. „Die fand ich alle toll, besonders Waechter, den habe ich verehrt!“ Der künstlerische Aspekt sei ihm eben auch bei der Darstellung eines Witzes enorm wichtig. „Als ausgebildeter Illustrator habe ich immer gut malen wollen. Ich habe versucht, das zusammenzubringen: ausgefeilte Zeichnungen und atmosphärisch dichte Bilder – mit einem Witz drin.“ Und er hat einen gewaltigen Anspruch an sich selbst: „Ich habe mich immer an der Bildenden Hochkunst orientiert. Monet oder Manet sind noch heute meine Lehrmeister. Außerdem kann man auf diesem Weg viel transportieren. Wenn Sie einen dramatischen Wolkenhimmel vor einer völlig banalen Alltagsszene malen, dann ist das an sich schon komisch.“ Nach Abschluss des Studiums absolvierte er den Zivildienst – und dann lernte er die Erbarmungslosigkeit einer künstlerischen Existenz kennen. „Die ersten Jahre habe ich schlecht überstanden und denkbar sparsam gelebt.“ Ohne an seiner Berufung zu zweifeln, hielt er sich mit Kleinstaufträgen mühsam über Wasser. Bis er 1979 einem alten Schulfreund begegnete, der eine Ausbildung beim Magazin Stern machte und ihm die Tür zum dortigen Ressortleiter Humor und Familie, öffnete. Und er erinnert sich noch genau an diese Begegnung: „Kortmann stand hinter einem Riesenschreibtisch, auf dem sich Bücher, Hefte und Zeichnungen stapelten, guckte meine Cartoons an und verzog keine Miene. Ich dachte, das

Es gibt auch schöne Momente im Leben

Nach christlicher Überlieferung bin ich an Mariä Geburt zur Welt gekommen, am 8. September, in Frankfurt am Main, wo ich auch aufgewachsen bin“, sagt Dieter J. und man hört noch leicht den hessischen Zungen-schlag. Seit 30 Jahren lebt der 72-jährige im Klinikum Wahrendorff. Warum? „Ich bin ein Einzelgänger und schwer depressiv, das war ich schon als Kind. Damals hatte ich auch schon diese schrecklichen Bauchschmerzen.“ Er erinnert sich noch genau: Am 25. Januar 1991 hat er sich in den Heimbereich aufnehmen lassen, nach einigen mehrmontatigen Aufenthalten in der Akutklinik. Es sei vor allem der Wunsch seiner Frau gewesen, mit der er seit 42 Jahren verheiratet ist. „Und meine Frau liebt mich noch heute. Sie will mich nur nicht zuhause haben“, sagt der ehemalige Studienrat für Russisch, Englisch und Geschichte und erzählt, dass sie gerade am vergangenen Sonntag wieder einmal da war, um ihn zu besuchen. „Mal sehen, bei diesem schönen Wetter kommt sie vielleicht bald wieder.“ Am Valentinstag habe er ihr einen Blumenstrauß zukommen lassen: „Das hat ihr sehr viel bedeutet.“ Derzeit geht es beiden nicht gut. Die Bauchschmerzen, unter denen Dieter J. seit Jugendtagen leidet, sind schlimmer geworden. Er hat Wasser in der Lunge und musste sogar im Krankenhaus behandelt werden. „Meine Frau hat künstliche Knie und Hüften, kann auf einem Auge fast nichts sehen, braucht Hörgeräte, hat Herzprobleme und seit einem halben Jahr fürchter-

lich Schmerzen in der Wirbelsäule. Das Gebot ist jetzt: Wir haben beide Schmerzen und müssen zusammenhalten. Und das geht auf die Entfernung besser.“ So kompliziert die Beziehung zu seiner vier Jahre älteren Frau ist, so schwierig und schmerzlich ist sein gesamtes Leben verlaufen. Seine Mutter kennt er nur von Fotos. Sie starb, als er drei Jahre alt war an Magenkrebs. „Mein Vater? Das war ein sehr berühmter Mann, mehr als 20 Jahre älter als meine Mutter und schon 11 Jahre verheiratet, als sie sich 1947 kennenlernten. Dass ich dabei heraus kam, war nicht geplant.“ Der Professor Dr. Dr. lehrte an der Universität Heidelberg und war zu seiner Zeit eine der Kapazitäten auf dem Gebiet der Agrarwissenschaften. Er stammte aus einer großbürgerlichen Akademikerfamilie, seine Schwester hatte in eine der bekanntesten deutschen Adelsfamilien eingeheliratet – da passte ein außereheliches Kind nicht ins Bild. Vertraglich wurde festgelegt, dass er Alimente zahlen und auch losen Kontakt zu seinem Sohn haben würde, doch sein Name durfte nirgends erwähnt werden. „Er hat mir Postkarten aus aller Herren Länder geschrieben und uns alle halbe Jahre besucht. Ich habe ihn mit ‚Sie‘ und ‚Herr Professor‘ angedredet. Erst spät wurde ich aufgeklärt und verstand, warum sein Name nicht genannt werden durfte.“ Nachdem die Mutter gestorben war, hatte zunächst die Großmutter den Kleinen aufgenommen. Doch auch sie starb viel zu früh, und er war als Vollwaise im Alter von

Eva Holtz

11 Jahren zu einer kinderlosen Tante gekommen. Ihr Mann sei zwar eine „Seele von Mensch“, doch sie selbst „fürchterlich biestig“ gewesen. „Emotionale Zuwendung gab es nicht. Ich kann mich auch nicht erinnern, dass sie mich mal in den Arm genommen hätte. Ihr einziges Interesse war, dass ich in der Schule gut vorankam. Das war ihr besonders im Hinblick auf meinen Vater wichtig.“ Als 17-jähriger schrieb er in einem Aufsatz: „Ich bin nicht sonderlich intelligent und kann höchstens Beamter werden und möchte mein Leben allein verbringen.“ Er wuchs mit dem Gefühl auf, nicht geliebt zu werden und nicht liebenswert zu sein. Längst hatte sich seine Depression verfestigt, und er hatte Magen- und Darmprobleme. „Anstatt mich endlich zum Psychiater zu schicken, war meine Tante nur stinksauer.“ Am 1. Juli 1967 wurde ihm das Abiturzeugnis überreicht, und am 3. Juli – „es war ein Montag“ – trat er bei einem Fernmeldebattalion in Murnau/Oberbayern den 15-monatigen Wehrdienst an. „Ich hab ein sehr gutes Zahlengedächtnis und konnte auch sehr gut Schreibmaschine schreiben. Deshalb kam ich zu den Fernmeldern.“ Das anschließende Mathestudium schmiss er nach nur sechs Wochen und schrieb sich für Slawistik mit Schwerpunkt Russisch und Englisch ein. „Ja, diese Fächer habe ich aus Interesse gewählt. Doch Lehrer wollte ich nie werden. Übersetzer hätte ich gern gemacht, das ließ sich mit meiner Studienwahl aber schwer realisieren.“ Von Frankfurt führte ihn sein Studium nach Saarbrücken, das 1. Staatsexamen legte Dieter J. in Münster ab. „Am 20. November 1974“, sagt er, ohne zu überlegen oder nachrechnen zu müssen. Zum Refrendariat führte ihn sein Weg dann an ein Gymnasium bei Hannover. Am 3. Februar 1975 um 12:30 Uhr stand er vor einer 9. Klasse, Englisch. „Ich war von Anfang an ein Problemfall. Seit meiner Jugend bin ich ein unheimlich introvertierter Mensch, das war schon immer mein Problem. Ich konnte mich gegenüber den Schülern nicht durchsetzen.“ Mit Mühe schaffte er das 2. Staatsexamen und wurde in den Schuldienst übernommen. „Ein halbes Jahr habe ich auch Geschichte unterrichtet. Das war die völlige Katastrophe. Die haben mich total verarscht“, erinnert sich Dieter J. und erzählt einige Beispiele, wie ihn die Schüler vorgeführt und lächerlich gemacht haben. Er schaffte es nicht, sich zur Wehr zu setzen. 13 Jahre, bis zum 7. März 1988 hat er durchgehalten, eine sehr schwere Zeit für ihn. Mit Magenschmerzen sei er morgens in die Schule gefahren und die Depressionen verstärkten sich. Auch sein Privatleben konnte ihm keinen Ausgleich bieten. Er hatte zwar 1978 geheiratet, oder wie er es formuliert „sich heiraten lassen“. „Ich hab mir gesagt, eh du dein ganzes Leben allein bleibst, gibst du eben das Ja-Wort, und sie wollte mich unbedingt.“ Man bezog ein eigenes Haus in Isernhagen, und

Von Geburt an stand sein Leben unter keinem guten Stern. Irgendwann war Dieter J. dem nicht mehr gewachsen.

Foto: Giesel

auf Wunsch seiner Frau, die Erzieherin war, nahm das Ehepaar drei Pflegekinder auf. Zwei eigene Kinder folgten. Nach dem Ende der Berufstätigkeit fiel er in ein sehr tiefes Loch und kam am 7. Juni 1988 zum ersten Mal in die Akutklinik des Klinikum Wahrendorff. Nein, einen Suizidversuch habe er nie unternommen, auch Alkohol und Drogen hätten nie eine Rolle gespielt, sagt Dieter J. Aber er sei wie gelähmt gewesen und aus dem Bett nicht mehr herausgekommen. Klinik- und kurze Aufenthalte zuhause wechselten sich ab. Es war eine schwere Belastungsprobe für die gesamte Familie. Das war auch ihm selbst klar, deshalb willigte er Anfang 1991 ein, im Heimbereich auf Dauer aufgenommen zu werden. „Zu Beginn war das schwierig für mich, weil ich in einem Doppelzimmer wohnte, mit Patienten, die nicht mal lesen und schreiben konnten.“ Doch er lebte sich ein, arbeitete u. a. in der Kaufmännischen Arbeitstherapie und konnte ein Einzelzimmer beziehen. „Ich habe gearbeitet, viel gelesen, Fernseh geguckt und bin spazieren gegangen. Da ging es mir ganz gut.“ Acht Jahre lang habe er keine Bauchschmerzen gehabt. Inzwischen lebt er in Köthenwald in einer der Trainingswohnungen, hat in einem Mitbewohner einen passenden Gesprächspartner gefunden und regelmäßig Kontakt mit seiner Familie. Er freut sich, dass er seine Tochter und die vier Enkelkinder sehen kann, die unweit von Hannover leben und weiß die Bedeutung von Familie längst zu schätzen. „Es ist sehr positiv und wichtig für mich, dass ich zu ihnen guten Kontakt habe. Also war meine Entscheidung zu heiraten, doch richtig!“ Auch die Kinder sind gut geraten, die eigenen – die Tochter ist 40 und der Sohn 34 Jahre alt – genauso wie die Pflegekinder, und das erfüllt ihn auch mit Freude und Stolz. Mittlerweile gibt es sogar einen Kontakt zur Familie seines Vaters. Zu seinem 70. Geburtstag wurden er und seine Familie vom Neffen des Vaters an den Ammersee eingeladen: „Alle waren unheimlich freundlich zu uns.“ Bis Corona es unmöglich gemacht hat, besuchte Dieter J. hin und wieder Vorträge und gesellschaftliche Veranstaltungen im hannoverschen Haus der Studentenverbindung, der er schon in seiner Saarbrückener Zeit beigetreten war. Er freut sich über die Korrespondenz mit zwei russischen Studentinnen, Corppschwestern, und fertigt Übersetzungen an, auch für russischsprachige Mitbewohner. Vor gut drei Jahren lernte er im Schwimmbad in Sehnde, wo er im Sommer oft seine Bahnen gezogen hat, eine Dame kennen, mit der ihn seitdem eine intellektuelle Freundschaft verbindet. „Sie spricht mehrere Sprachen und ist sehr vielseitig interessiert. Mit ihr kann ich mich hervorragend unterhalten. Ja, trotz allem gibt es auch viele schöne Momente in meinem Leben.“ Eva Holtz



Prof. Dr. Marc Ziegenhein ermutigt, sich in schwierigen Situationen professionelle Hilfe zu holen. Foto: Klinikum Wahrendorff / Bargiel

Hier geht's zur Webseite des Klinikums:



Ambulante Psychiatrische Betreuung Kontakt: Christian Somol, Tel. 05 11 / 7003 55 11

Ambulanz Suchtmedizin-Sprechstunde Gärtenstr. 19, 30161 Hannover, Terminvereinbarung: Tel. 05 11 / 16 93 31-0, Termin nach Vereinbarung

APS – Akademie für Pflege und Soziales GmbH, APS – Betreuer-/Angehörigenfortbildung zu Psychiatrie-Themen, Karlsruher Str. 2b, 30519 Hannover, Ansprechpartner: Cordula Schweiger, Tel. 05 11 / 86 47 54

Auftragsarbeiten in der Arbeitstherapie Ansprechpartner: Günter Pöser, Tel. 0 51 32 / 90 - 25 51 oder pöser@wahrendorff.de

Bibliothek Rudolf-Wahrendorff-Str. 17 a, 31319 Ilten, Ansprechpartner: Marlene Bruns, Tel. 0 51 32 / 90 25 96, Öffnungszeiten: Di, Do: 15.30–17.30 Uhr, Sa: 14.00–16.00 Uhr

Biogelstube Köthenwald Wara Gasse 4, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Doris Wollborn, Tel. 0 51 32 / 90 - 28 63, Öffnungszeiten: Mo–Do 8.00–12.00 und 12.30–16.00 Uhr, Fr 8.00–12.00 und 12.30–15.00

Cafégarten Köthenwald Wahre Dorfstr. 1, 31319 Sehnde, Kontakt: Anke Zeisig, Tel. 0 51 38 / 701 21 10, geöffnet Mai bis Oktober, Mo–Fr 15.00–18.00 Uhr, Sa–So 11.00–18.00

Café Knuckelsnest Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Kontakt: Larissa Truhn, Mailow Gatschau, Tel. 0 51 32 / 90 25 14, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–17.00 Uhr, Sa–So 10.00–17.00 Uhr

Café und Restaurant Sympatico Borgenstrickstr. 4–6, 30519 Hannover, Ansprechpartner: André Weiß, Tel. 05 11 / 84 89 53 - 15, geöffnet: Mo–Fr 8–18 Uhr, Sa und So 11–16 Uhr

Dorff-gärtnerei-Ilten Sehnder Str. 19, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Ludwig Goeke, Tel. 0 51 32 / 90 - 26 81 oder dorffgaertnerei@wahrendorff.de, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–18.00 Uhr, Sa 8.00–12.30 Uhr und So 10.00–12.00 Uhr

Dorff-laden (Second-Hand, 96-Shop, Kiosk) Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Tel. 0 51 32 / 90 - 25 58, geöffnet Mo–Fr 8.00–12.00 und 12.30–16.30, Sa 9.00–12.00 Uhr

Epilepsie Selbsthilfegruppe 1. Freitag im Monat, „Zwischenszeit“, Schaufelder Str. 11, Hannover, Ansprechpartner: Klaudia Bade, Tel. 05 11 / 66 90 88

Fahrradwerkstatt Wara Gasse 4a, 31319 Köthenwald, Tel. 0 51 32 / 90 - 27 12, geöffnet Mo–Fr 8.00–16.30 Uhr

Kaffeecrunde für Ehemalige/Interessierte Klinik im Park, Station 2, Rudolf-Wahrendorff-Str. 17, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Regina Tegtmeyer, Tel. 0 51 32 / 90 - 24 12, Treffen jeden Do um 16.00 Uhr

Kunstwerkstatt Köthenwald Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Ansprechpartner: Annette Lechelt, Tel. 0 51 32 / 90 - 28 75, Öffnungszeiten: Mo–Do 08.00–17.00 Uhr, So 12.00–17.00 Uhr

Medikamenten-/Alkoholprobleme Frauengruppe, Klinik im Park, Station 2, Rudolf-Wahrendorff-Str. 17, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Regina Tegtmeyer, Tel. 0 51 32 / 90 - 23 06, Treffen jeden Dienstag von 17.00–18.30 Uhr

Seelsorge Büro PIA Köthenwald (Seminarraum), RWI Ilten, Pastorinnen: Ilka Greunig und Dr. Uta Blohm 0 51 32 / 90 - 22 19, Diakon Werner Mellentin 0 51 32 / 90 - 22 84

Sorgentelefon gebührenfrei und rund um die Uhr, Tel. 0800 - 845 93 90

Tagesstätte Parkstraße Parkstr. 16, 31275 Lehrte, Ansprechpartner: Yvonne Gruczkun, Tel. 0 51 32 / 502 79 57, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–16.00 Uhr

Transkulturelles Zentrum für Psychiatrie und Psychotherapie Tagesklinik Linden, Schwarzer Bär 8, 30449 Hannover, Kontakt: Frau Gülay Akgül, Tel. 0 51 32 / 90 - 25 16

Traumambulanz Gärtenstr. 19, 30161 Hannover, Ansprechpartner: Oliver Glawion, Tel. 0 51 32 / 90 - 38 38

Veranstaltungs-Service Räume für Veranstaltungen, 20–200 Sitzplätze, Service u. Restauration auf Wunsch, Ansprechpartner: Nicole Strehost, Tel. 0 51 32 / 90 - 22 02

Wa(h)renhaus Ilten Erd-Wahrendorff-Str. 1, 31319 Sehnde, Tel. 0 51 32 / 90 - 33 84, Öffnungszeiten: Mo, Mi–Fr 8.00–16.30, Di 8.00–12.30

www.wahre-seele.de Das konkrete Magazin zur seelischen Gesundheit



Landeshauptstadt Hannover

Thomas Hermann (SPD), Dipl. Sozialwissenschaftler, Vorsitzender des Rates und Bürgermeister der Landeshauptstadt Hannover:

Politik? Das ist der alltägliche Wahnsinn. So denken viele, auch nicht ganz zu Unrecht, bei dieser zeitraubenden und manches Mal auch sehr turbulenten Tätigkeit. Auch im Alltag höre ich häufig bei vielen Herausforderungen den Spruch: „Das ist ja verrückt!“ Oder ich sage es selbst. Näher betrachtet ist es vielleicht gar nicht so verrückt, sondern eher die Frage, ob ich mich auf etwas einlasse. Das ist gerade in einer Krise so, etwa wie wir sie aktuell haben. Auch da gehe ich positiv an die Dinge heran und sage: Ich schaff das, ich kriege das hin! Mit Selbstvertrauen in das eigene Tun und Vertrauen in meine Mitmenschen. Als „verrückt“ empfinde ich häufig Neues, Ungewohntes, Überraschendes. Insofern trifft es zu, dass diese Zeit jetzt schon ziemlich verrückt ist!

Dirk Eberitzsch, Inhaber der Buchhandlung Leuenbagen & Paris, Hannover:

Im Buchhandel ist vieles verrückt, da habe ich in 30 Jahren einiges erlebt. Aber was jetzt in der Pandemie passiert, war für mich vorher nicht vorstellbar. Man kommt einfach nicht drumherum, diese Vorgänge als verrückt zu bezeichnen. Positiv verrückt ist, dass über die Buchpreisbindung schon so lange geredet und sie in Frage gestellt wird – und wir haben sie zum Glück immer noch. Etwas,

was ich persönlich als komplett verrückt erlebt habe, war ein Tandem-Fallschirmsprung, ein Geschenk zu meinem 30. Geburtstag. Niemals hätte ich das freiwillig getan, und ich dachte auch nicht, dass ich es mich trauen würde. Aber dann standen alle da und guckten zu und erwarteten, dass ich springe. Der Schritt aus dem Flugzeug ins Leere war schlimm. Ich wurde geschubst, sonst wäre ich nicht gesprungen. Dann aber der freie Fall – dieses Gefühl war einfach nur großartig! Wie ein Rausch, länger, länger, länger, wünscht man sich! Also, es war ein tolles und beeindruckendes Erlebnis, aber noch einmal muss ich das nicht haben.

Was ist ein Promi?

Uschi K. (49): Es wäre ja nicht schlecht, berühmter zu sein! Da merke ich gerade jetzt, wo es um diese ätzende Maske geht. Prominente brauchen die bestimmt nicht zu tragen! Ich liebe Musik und hab den ganzen Tag das Radio laufen. Besonders Musik von früher, von meinen Eltern. Die haben auch ewig Musik gehört und auch selber Musik gemacht. Meine Mutter hat Klavier gespielt und mein Vater Geige. Ewig und immer haben sie gespielt. Das hab ich bewundert. Einige andere Musiker bewundere ich auch sehr, aber die Namen fallen mir grad nicht ein.

Impressum
is' ja iten!
Herausgeber:
Klinikum Wahrendorff GmbH
Gesamtkonzeption, Redaktionsleitung: Eva Holtz
Layout: Umb[ro]uch, Petra Laue, Matthias Höppler-Fidus
Fotos: Christian Burkert, Eva Holtz, Klinikum Wahrendorff / Martin Bargiel, Landeshauptstadt Hannover
Anschrift der Redaktion:
Klinikum Wahrendorff, Rudolf-Wahrendorffstr. 22, 31319 Sehnde, Tel. 0 51 32 / 90 22 50, Fax: 0 51 32 / 90 22 66
Internet-Seite: www.Wahrendorff.de
e-mail: info@wahrendorff.de
is' ja iten! erscheint vierteljährlich
Alle Personen, die hier zu Wort kommen oder erwähnt und mit vollem Namen genannt werden, sind ausdrücklich damit einverstanden.

is' ja iten!

DAS PORTRÄT
Wolf-Rüdiger Marunde



EINE BESONDERE ARBEITSTHERAPIE
Die Manufaktur Liebe²



BERUFSWECHSEL
Eine Bankerin wird Ergotherapeutin



PROMINENTE BEFRAGT
Was ist verrückt?



Chutneys vom Feinsten aus der Manufaktur Liebe² – Rettet reife Früchtchen

Wäre es ein Wein, würde man das Chutney vielleicht wie folgt charakterisieren: fruchtig-frisches Aroma, ausgewogenes Süße-Säure-Verhältnis mit deutlich pikant-scharfer Note und leicht prickelndem Abgang – ein Genuss, an den sich die Geschmacksnerven gerne erinnern. Am 22. Februar wurde das „Süße Paprika Chutney“ aus der Serie „Liebe² – Rettet reife Früchtchen“ in den EDEKA Märkten Jacoby in Sehnde und Hämelerwald und Cramer in Lehrte vorgestellt. Es stammt aus der eigens dafür gegründeten kleinen Manufaktur im Klinikum Warendorf. „Mit diesem Projekt setzen wir ein Zeichen gegen die Lebensmittelverschwendung und für Integration und Teilhabe“, sagt Marktleiterin Jacqueline Jacoby und ihr Kollege, Sebastian Cramer, Geschäftsführer des Lehrter Marktes, ergänzt: „Dank unseres tollen Kooperationspartners, dem Klinikum Warendorf, produzieren Menschen mit Behinderungen nach eigenen Rezepturen diese hochwertigen Chutneys.“

Krumme Karotten, weiche Tomaten, zu große oder zu kleine Birnen oder Äpfel – oft bleibt Obst und Gemüse, das optisch nicht perfekt aussieht, dabei aber keineswegs verdorben ist, liegen. Mit „Liebe² – Rettet reife Früchtchen“ startete EDEKA Minden-Hannover 2017, zunächst in Märkten in Minden und Porta Westfalica, ein Projekt zur Verminderung der Lebensmittelverschwendung. Zusammen mit einem Kooperationspartner, einer Einrichtung, die Menschen mit Behinderungen betreut, begann man mit der Produktion von Chutneys. Warendorff Geschäftsführerin Heide Grimmelmann-Heimborg erfuhr davon und war begeistert. Es fiel ihr nicht schwer, auch Günter Pöser, den Leiter der 2. Erlebniswelt zu überzeugen, und so nahm sie Kontakt zu EDEKA auf. „Schon steckten wir mitten drin in einem neuen Projekt. Zu Beginn waren wir von den vielen Anforderungen und Aufgaben fast überwältigt, denn so einfach war es dann doch nicht. Doch waren wir uns immer darüber im Klaren, dass dieses sinnvolle und nachhaltige Projekt genau zu uns passt“, sagt die Geschäftsführerin.

Anfang 2019 fiel im Klinikum der Startschuss: In der Arbeitstherapie der Lebensschule in Köthenwald wurden die entsprechenden Räumlichkeiten eingerichtet, und Annika Kellner, Ergotherapeutin, leidenschaftliche Hobbyköchin und zuständig für das Projekt, entwickelte Chutney-Rezepturen. Diese wurden umfangreich getestet, bewertet, nach einigen Änderungen erneut verkostet, und schließlich wählte man zwei Chutneys für den Start aus, das „Süße Paprika Chutney“ und das „Pikante Tomaten Chutney“. „Auch von den Verantwortlichen bei EDEKA wurden die beiden für gut befunden, genauso wie die Räumlichkeiten, in denen wir sie herstellen“, so Annika Kellner. Bevor jedoch die Produktion starten konnte, mussten die Produkte noch im Labor untersucht werden, die Bestandteile und die Haltbarkeit festgestellt und die Nährwerttabellen errechnet werden. „Wenn man mit Lebensmitteln arbeitet, die in den Verkauf gehen, muss man ganz viele Punkte bedenken und beachten. Es ist ein langwieriges Prozedere“, hat die 25-Jährige im Zuge dieses Projektes gelernt. EDEKA war häufiger in Köthenwald vor Ort, genauso wie das Veterinäramt Lehrte, das für die Überprüfung zuständig ist und den Produktionsprozess im Detail bestimmt. „Als alle Genehmigungen da waren, konnten wir im August 2020 endlich mit der Produktion beginnen“, erinnert sich Annika Kellner. Parallel entwickelte sie zusammen mit Nicole Fiedler vom Marketing des Klinikums das Etikett, Poster und das Display, ein im Klinikum gefertigtes Holzregal, in dem die Chutneygläser beim Obst und Gemüse in den Märkten präsentiert werden. Es mussten Produktfotos und Flyer angefertigt werden – und alles in enger Abstimmung mit EDEKA Minden-Hannover.



Fotos (2): Klinikum Warendorf / Bargiel

Liebe im Glas – das Ergebnis kann sich sehen und vor allem schmecken lassen.

Seit Produktionsbeginn fährt Annika Kellner nun zusammen mit Bewohnern zweimal pro Woche die lokalen Märkte an und holt das bereit gestellte Obst und Gemüse ab. Zurück in der kleinen Manufaktur wird gewogen, gewaschen, gesäubert, geschnitten; Gläser werden sterilisiert, Gewürze gewogen, die Rezeptur gekocht, abgefüllt und zur besseren Haltbarkeit erneut eingekocht. „Wichtig ist z. B. auch die Zusammensetzung der Gewürze und die richtige Temperatur, damit Geschmack und Optik stimmen. Und alles wird akribisch dokumentiert“, erläutert die zur Manufakturleiterin avancierte Freizeitköchin, die sich das Ganze einfacher vorgestellt hatte: „Ich dachte, ok, dann mache ich eben mal Chutneys. Dass so viel Arbeit drinsteckt, und es so ein langer Prozess ist, bei dem unglaublich viel bedacht werden muss, war mir nicht klar. Schön ist, dass wir verwerten, was nicht mehr verkauft werden kann. So tut man etwas für die Umwelt und die Nachhaltigkeit, und es ist eine wunderbare Arbeitsmöglichkeit für unsere Bewohner.“

Das sieht auch Thorsten H. so. Der 52-Jährige sitzt zusammen mit zwei anderen Bewohnern und Erhan Yosun, der eine Ausbildung zum Ergotherapeuten absolviert, am großen Tisch in der Küche und zerkleinert gerade Paprika: „Das ist ne super sinnvolle Arbeit, weil es ja dann in den Verkauf geht. Und das Schneiden geht ratzfatz mit dieser Schneidemaschine. Wir machen gute Arbeit, so gehört sich das!“ Sein Kollege Hartmut S. (68) ergänzt: „Es ist ne Herausforderung, gute Arbeit zu machen.“ Er ist der Spezialist fürs Äpfelschälen und demonstriert, wie das mit der kleinen Schälmaschine funktioniert: „Die Äpfel kommen da rein und an die Messer, dann drehen wir hier. Das macht auch gleich die Kerngehäuse mit raus.“ Eine große Edelstahlschüssel voll gewaschenem, gesäubertem Gemüse und Obst nach der anderen wird verarbeitet und wandert in den Kochbereich. „Das läuft ja heute“, freut sich Thorsten H., „ich hol noch ne neue Schale. Ist schon wieder alles fertig!“ Annika Kellner nickt. Auch sie sitzt mit am Tisch und schnipselt. Immerhin müssen insgesamt rund 35 kg Paprika, Tomaten, Peperoni,

Äpfel und Birnen schnellstmöglich verarbeitet werden. „Frau Kellner ist ne tolle Chefin. Die unterstützt uns oft – oder umgekehrt“, flachst Thorsten H. Nein, Tage, an denen sie keine Lust haben für Liebe² zu arbeiten, die gebe es nicht, sagen die Bewohner übereinstimmend. Und das, was bei ihrer Arbeit herauskommt, schmecke doch auch zu gut. Shahara A. (60) sei ein besonderer Chutney-Fan, weiß Hartmut S.: „Wenn der in seine Wohnung kommt, ist es das Erste, was er isst.“

Augen auf – und durch!

Heimleiter Danny Geidel (49) hatte sich beim Skilaufen im österreichischen Sölden mit SARS-CoV-2, dem Coronavirus, infiziert; wohl auf einer Hütte oder in einer Gondel, vermutet er. Dem Kontakt über die eigene Gruppe hinaus hätte er nicht gehabt. Wie es nach dem Skiurlaub weiterging, erzählt er im Folgenden:

Anfang März 2020 war ich – das machen wir jedes Jahr – mit vier Freunden einige Tage in Sölden zum Skifahren. Der Betrieb dort lief ganz normal, obwohl man schon von einigen Corona-Fällen in Ischgl gehört hatte. Am Ende der Woche war Ischgl dann allerdings dicht. Wir aus Sölden durften noch ausreisen. An der deutschen Grenze begrüßte uns aber schon ein großes Schild: „Bitte begeben Sie sich 14 Tage in Quarantäne.“

Mit der Familie haben wir das so geregelt, dass sie, als ich Sonntagabend aus Österreich zurückkam, schon zu Freunden gezogen waren, wo sie die ganzen 14 Tage bleiben konnten. Ich selbst fühlte mich ein wenig „platt“, habe das aber aufs viele Skifahren und die frische Luft geschoben – und den leichten Husten aufs Rauchen. Damals habe ich noch geraucht. War wohl mal wieder eine Zigarette zuviel, habe ich gedacht. Ansonsten fühlte ich mich nicht krank, bis auf leichte Halsschmerzen und den Husten eben. Was ich aber bald darauf gespürt habe: Der Geruch- und Geschmackssinn waren weg. Das hat mir schon Sorge gemacht! Ich wusste ja nicht, ob es wiederkommt, merkwürdig, wenn man keine Orange und keinen Kaffee mehr schmeckt und nichts mehr riecht! Jeden Tag habe ich gehofft, dass es besser wird, aber das dauerte fast drei Wochen.

Dass meine Frau und die beiden Kinder (13 und 5) ausgezogen sind, war eine gute Lösung. So brauchten sie nicht in Quarantäne. Keiner von ihnen ist krank geworden. Die Kinder haben die Zeit bei den Freunden als kleines Abenteuer erlebt. Für uns alle war es eine gute Lösung: Ich konnte mich frei im Haus und im Garten bewegen und habe von zuhause aus gearbeitet. Gesundheitlich war ich ja weiter nicht eingeschränkt. Der Test, den mein Hausarzt für mich im Testzentrum an der Messe organisiert hatte, war positiv. Auch meine Ski-Freunde waren alle positiv. Wir alle waren vom Gesundheitsamt angerufen und aufgefordert worden, in Quarantäne zu bleiben. Außerdem bekamen wir die Auflage ein „Symptom-Tagebuch“ zu führen: Zweimal täglich Temperatur messen und jeden Tag die Symptome dokumentieren.

Nach zwei Wochen fühlte ich mich wieder voll fit und wollte gerne wieder zur Arbeit. Bei meinem Hausarzt wurde ich noch einmal getestet, leider immer noch positiv. Nach heutigem Wissensstand war das ein normales Ergebnis und nicht beunruhigend. Inzwischen weiß man, dass der Test auch nach zwei oder drei Wochen noch Virusbestandteile findet, die Viruslast aber so abgenommen hat, dass man nicht mehr ansteckend ist. Damals wusste man das noch nicht. Also musste ich noch eine dritte Woche zuhause bleiben. Der dann folgende Abstrich war endlich negativ. Ich wollte natürlich wissen, ob ich Antikörper gegen Corona entwickelt hatte. Deshalb habe ich mich für eine Antikörperstudie beworben, die bei der MHH lief. Man musste ganz viel Blut spenden, für den Antikörpermachweis. Bei mir waren aber nicht genug Antikörper vorhanden, und ich konnte an der Studie nicht teilnehmen. Das war wohl ein Zeichen dafür, dass ich nicht krank genug war, bis auf den Geschmacks- und Geruchsverlust. Einer unserer Freunde, der Fieber hatte und dem es zwei Tage lang richtig schlecht gegangen war, hat sich auch an der Studie beteiligt. Er hatte Antikörper.

Als meine Kolleginnen und Kollegen hier im Klinikum erfahren hatten, dass ich infiziert und in Quarantäne war, gab es schon einige Unruhe. An meinem letzten Arbeitstag hatten wir ein Treffen mit dem großen Hausteam und haben eng zusammengesessen. Sicher haben sich dann einige gefragt: Der hat da ja schon so gehustet. Hatte er das vielleicht schon? (Er lacht). Zum Glück hatte ich mich

wirklich erst in Österreich angesteckt, und hier hat sich anschließend keine Infektionskette ergeben. Das war auch bei allen meinen Freunden so. Weil wir alle zuhause isoliert waren und keinen Kontakt hatten, war bei allen die Kette durchbrochen.

Hier im Klinikum sind wir bisher gut davon gekommen, was Corona angeht. Die meisten Bewohner setzen die Regeln gut um. Sie tragen Masken im Wohnbereich, halten Abstand und waschen viel häufiger die Hände. Aber wir merken schon, sie leiden darunter, dass die Kontakte nach draußen sehr eingeschränkt sind. Auch die starke Einschränkung der Beschäftigungsangebote macht ihnen zu schaffen. Es darf ja nur im eigenen Wohnbereich und nur in einer sehr kleinen Gruppe gearbeitet werden. Da sind die Möglichkeiten natürlich begrenzt. Ich hoffe, dass unsere Bewohner noch eine Weile durchhalten, solange, bis wir wieder etwas ändern können. Bisher ist es einfach nur toll, wie sie mitmachen. Aber man merkt deutlich, dass sie mehr brauchen, als man ihnen derzeit anbieten kann. Für die Mitarbeiter ist es auch eine schwierige Zeit. Die lässt sich nur mit gemeinsamer Kraftanstrengung, mit viel Kreativität und Spontankraft bewältigen. Und da kann ich nur sagen: Vielen, vielen Dank, liebe Kolleginnen und Kollegen für Euren immensen Einsatz, für Euer Verständnis und Eure Geduld! Klar, sehen wir alle die Zeit vor beziehungsweise nach Corona herbei, aber solange uns das Virus begleitet, ist mein persönliches Motto: Wachsam sein und Augen auf und durch!

Aufgezeichnet von Eva Holtz

Heimleiter Danny Geidel hatte COVID-19 – und längst gut überstanden.

Foto: Giesel



Der löffelt in Windeseile ein Glas leer.“ Ob solo oder auf Brot, zu Pasta, Chips oder Salzkekse, ob warm gemacht oder kalt – da hat jeder seine eigenen Vorlieben. Jetzt sind natürlich alle super gespannt, wie ihre Chutneys bei den Kunden ankommen. Bestimmt gut, sind sie überzeugt, denn: „Unsere Chutneys sind vom Feinsten!“

Eva Holtz

Übrigens: Ein 210-Gramm-Glas kostet 2,99 €



Ergotherapie-Schülerin Inka Hitzweibel dokumentiert in der Fahrradwerkstatt die Tätigkeiten eines jungen syrischen Bewohners. So kann sie den Arbeitsprozess für ihn optimieren.

Foto: Giesel

Von der Bankerin zur Ergotherapeutin

Gehört viel Mut dazu, einen solchen Schritt zu tun? Inka Hitzweibel zögert einen kurzen Moment: „J-ein“, sagt die 48-Jährige, die seit gut 26 Jahren als Bankerin arbeitet und nun eine Ausbildung zur Ergotherapeutin macht. „Ich habe meinen alten Beruf ja nicht ganz aufgegeben. Nach den drei Jahren Ergo-Ausbildung kann ich entscheiden, was ich weiter mache.“ Es sei toll, dass die Bank ihr das so ermögliche, sagt die Mutter von zwei Kindern (14, 17) und lächelt. Dass für sie ein solcher Schritt richtig war, dass etwas Neues in ihrem Leben passieren musste, war ihr seit Längerem klar. „Ich bin aus ganzem Herzen Banker geworden. Schon als Schülerin faszinierten mich Finanz- und Anlagethemen.“ Aber das war nur die eine Seite. Die andere war, dass sie es unbedingt mit Menschen zu tun haben wollte. Als Sachbearbeiterin im Wertpapierbereich, wo sie nach einigen Jahren gelandet war, gehörte das nicht zu ihrem Alltag, der auch schon allzusehr von Routine und Gewohnheit geprägt war. „Da fühlte ich irgendwann: Der Job lebt für mich nicht mehr. Er ist nichts fürs Herz, und ich brauche dringend neuen, ganz anderen Input!“ Auch ein zusätzliches Abendstudium im Finanzbereich erfüllte nicht, was sie sich erhofft hatte.

Im Alter von 46 Jahren legte sie sich die Karten für ihr Leben neu: Mit Menschen arbeiten und ihre Neigung zu Handwerklichem leben können – wo ging das? Als Antwort fand sie den Beruf des Ergotherapeuten. „Die Kombination von Handwerklichem und etwas mit Menschen, das hat mich sehr gereizt.“ Natürlich habe sie als erstes ihre Familie zu Rate gezogen. „Sowohl mein Mann – er ist Orthopädiemechaniker-Meister – als auch meine beiden Kinder fanden die Idee toll und meinten, dass es mir sicher gut tun würde.“ Aus ihrem Bekannten- und Freundeskreis kamen ähnliche Rückmeldungen. Also bewarb sich Inka Hitzweibel an der Diakovere Fachschule im Annastift, der ältesten und anerkanntesten Ergotherapie-Schule Deutschlands. 2019 begann sie mit der Ausbildung: „Das sind schon viele und hochwertige Inhalte, die es zu lernen gilt, und der Anspruch der Schule ist groß. Es wird viel geboten und viel erwartet“, weiß sie nach der Hälfte der Ausbildung. Das zweite Ausbildungsjahr begann mit einem dreimonatigen Praktikum in der Arbeitstherapie, das sie in der Fahrradwerkstatt des Klinikum Warendorf absolvierte. Nein, einen Kontakt zum Klinikum Warendorf habe sie zuvor nicht gehabt. „Weil die Schule u. a. mit Warendorf als Praktikantgeber zusammenarbeitet, bin ich hierher gekommen.“

An ihren ersten Tag im Sommer 2020 kann sie sich noch genau erinnern: „Es war sonnig, und ich habe mich wahnsinnig über das schöne, freundlich wirkende Gelände mit dem vielen Grün gefreut. Auch in der Fahrradwerkstatt habe ich

mich sofort wohl gefühlt.“ Zu den Bewohnern habe sie schnell Zugang gefunden. „Ich war selbst erstaunt, dass es gar nicht gewöhnungsbedürftig für mich war.“ Und in der Werkstatt fühlte sie sich genau am richtigen Ort: „Ich mache mir gern mal die Hände schmutzig und mag Fahrradfahren“, sagt sie und schwärmt von ihrem 30 Jahre alten Pedersen-Rad, einem echten Liebhaberstück. Was sie bedauert: „Bisher habe ich leider nur das Corona-eingeschränkte Warendorff kennengelernt. Mir wurde erzählt, was ich alles verpasst habe. Das finde ich sehr schade. Ich habe den Eindruck, dass Warendorf lebt – sonst noch ganz anders als jetzt, und irgendwie wie eine große Familie ist.“

Inka Hitzweibel hat die Hälfte der Ausbildung hinter sich, und sie hat ihre damalige Entscheidung nicht bereut, im Gegenteil: „Ergotherapie ist wahnsinnig spannend und vielfältig! Es gibt so viele Themenbereiche, psychologische, medizinische, das Handwerkliche. Ich kann nur sagen, mir tut das ungeheuer gut, diese Art von Input zu haben, lernen zu können, neues Wissen zu erhalten und wieder neue Ziele. Das macht wach!“ Ihre Begeisterung ist deutlich zu spüren. Gerade absolviert sie im Klinikum Warendorf ihr zweites Praktikum, das Fachpraktikum Psychiatrie, auf einer geschützten Station der Akutklinik. „Ja, dieses Praktikum ist ganz anderer Natur. In der Fahrradwerkstatt hatte ich es mit den fitteren, häufig recht normal wirkenden Bewohnern zu tun, hier geht es um schwer depressive, schizophrene oder manische Patienten, die sich in akuten Krisen befinden.“

Wie geht sie damit um? Anfangs habe sie schon gemerkt, dass sie anders geschlafen und im Traum Erlebtes verarbeitet habe. „Ich bin aber erstaunt, wie gut ich das Erlebte wegstecke, dass ich mich distanzieren kann. Darüber freue ich mich. Ich denke, das ist eine wichtige Voraussetzung, diesen Beruf ausüben zu können.“ Natürlich gibt es viele traurige Geschichten und Schicksale, die ihr nahe gehen. Doch sie erfährt auch von faszinierenden Wesen, von denen manche Patienten begleitet werden. „Die Menschen können diese Wesen hören, sehen und fühlen und empfinden sie als real. Für sie existieren sie wirklich.“ Immer wieder würden auch leicht „schräge Begegnungen“ sie zum Lächeln bringen, und unangenehme Erlebnisse habe es bisher so gut wie keine gegeben, sagt Inka Hitzweibel, die sich sehr gut vorstellen kann, als Ergotherapeutin im Klinikum Warendorf zu arbeiten. „Ich glaube, ich würde mich in allen Bereichen, die ich bisher gesehen habe, wohlfühlen – ob in Vollzeit oder als Teilzeitkraft mit einem Fuß weiter in der Bank ... Da könnte ich mir einige Varianten vorstellen.“

Eva Holtz

Was sagen Bewohner über die Corona-Zeit

Aufgezeichnet von Marlene Bruns

Mich deprimiert das alles nur noch. Meine Kontakte sind weniger geworden. Ich laufe auch nicht mehr so viel draußen rum. Im Moment fällt so vieles weg. Ich kann nicht mehr arbeiten. Wenn gute Filme kommen, kann man Fernseh gucken. Das lenkt ein bisschen ab. Ob ich hier sicher vor Ansteckungen bin, darüber mache ich mir nicht so viele Gedanken. Mit einem Kumpel bin ich letztes spazieren gegangen. Das war gut.

Pia Maria S.

Es ist alles nicht so schön. Ich kann noch einkaufen, aber darüber hinaus mache ich nicht so viel: Spaziergehen, Sport, Fahrrad fahren. Es ist wichtig, raus zu gehen, aber jetzt nur zu Orten, wo nicht so viele Menschen sind. Die Maßnahmen hier im Klinikum finde ich in Ordnung. Sie dienen meiner Sicherheit.

Wolfgang S.

Es ist nicht gerade einfach. Ich darf nicht nach Hause fahren. Ich fühle mich relativ geschützt hier. Aber es kann ja auch jemand von außen Corona hier reinbringen. Die Möglichkeit besteht. Für die Mitarbeiter ist es schwieriger geworden, weil sie mehr auf die Regeln achten müssen. Schade, dass so viele Veranstaltungen ausfallen. Besonders vermisse ich das Frauen-Café. Auch in die Soziotherapie kann ich nicht mehr. Es wird auch kein Essen mehr im LIFE gekocht. Das ist auch schade. Es ist aber gut, dass ich meinen Verlobten immer noch sehen kann, und dass ich hier im LIFE arbeiten kann.

Frauke L.

Ich bin selber Krankenschwester, habe auch im Intensivbereich gearbeitet. Die Schweinegrippe habe ich bewusst miterlebt. Corona ist aber viel schlimmer. Wenn aber zu viel Panik gemacht wird, ist das auch nicht gut für die Psyche. Ich finde, dass Donald Trump durch sein Leugnen ganz viel kaputt gemacht hat. Im Moment kann ich nicht so viel machen. Zur Zeit kann ich nicht raus, weil ich im geschützten Bereich bin. Aber ich kann telefonieren. Es sind hauptsächlich die Alten, die sterben. Was für normale Zeiten gilt, sollte jetzt ganz besonders gelten: auf sich und andere achten, sich auch mal über Kleinigkeiten freuen! Ich häkele viel und male auch. Ich würde gern auch mal was am PC machen.

Sabine C.

Unternehmungen – hier ein Besuch im Sprengel-Museum 2019 – werden von den Bewohnern derzeit schmerzlich vermisst.

Foto: Privat



Marlene Bruns mit der „Bibliotheksinformation“ Foto: Giesel

Auszeichnung für die Patientenbibliothek in Ilten

Auszeichnungen hat es für das Klinikum Warendorf bereits einige gegeben – als einer der führenden deutschen Ausbildungsbetriebe oder besten Arbeitgeber für Frauen und Familien. Eine weitere Anerkennung ging nun an die Patientenbibliothek. Sie ist eine von sechs niedersächsischen Bibliotheken, deren Arbeit vom Deutschen Bibliotheksverband (dbv), Landesverband Niedersachsen, gelobt und gewürdigt wurde. „Wir haben vier große und zwei kleine niedersächsische Bibliotheken für ihre außergewöhnlichen Leistungen in unterschiedlichen Bereichen der Bibliotheksarbeit ausgezeichnet. Damit wollten wir gerade jetzt in Corona-Zeiten ein Zeichen setzen und die Bedeutung von Bibliotheken für die Gesellschaft hervorheben“, erklärt Ministerialrätin Dr. Gundula Felten, die Geschäftsführende Vorsitzende des dbv in Niedersachsen.

Neben großen Stadtbibliotheken wie Hannover, Wolfsburg, Nordhorn und Achim und der Schulbibliothek des Hölty-Gymnasiums in Wunstorf, sticht die Patientenbibliothek des Klinikum Warendorf mit einer absoluten Besonderheit hervor: Sie lebt vom Einsatz, dem Ideenreichtum und der Arbeit einer einzelnen Person, der gelernten Buchhändlerin und Sozialpädagogin Marlene Bruns. Die Leser schätzen ihre gute Auswahl, die individuelle und kompetente Beratung und die angenehme Atmosphäre im kleinen Pavillon im Park von Ilten, wo mit Unterstützung von Bewohnern auch Autorenlösungen, Vorträge und Ausstellungen organisiert wurden – bis zum 7. April 2020. Um auch in Corona-Zeiten den Bibliotheksbetrieb aufrecht zu erhalten, gibt es einen Online-Katalog, der fortlaufend ergänzt wird und über die Homepage des Klinikum Warendorf eingesehen werden kann. „Das Gewünschte kann man per Telefon oder Mail bestellen und es sich per Hauspost zuschicken lassen. Natürlich berate ich gern auch weiterhin, aber eben am Telefon oder mit dem nötigen Abstand draußen vor der Tür“, erläutert Marlene Bruns. In der „Bibliotheksinformation“, einer neuen, in Zukunft regelmäßig erscheinenden Broschüre, werden Bücher vorgestellt und lesebegeisterte Mitarbeiter geben Tipps. „Die Patientenbibliothek des Klinikum Warendorf ist etwas ganz Besonderes. Wir vom dbv sehen sie als Kleind, ein Herzstück der Einrichtung und schätzen die Arbeit, die hier von einer Einzelperson geleistet wird, sehr – gerade in dieser besonderen Zeit. Mit der Auszeichnung wollen wir unsere Wertschätzung für das ausdrücken, was Frau Bruns hier leistet, und wir wollen kommunizieren, wie sehr wir uns über ein solches Engagement freuen“, sagt Dr. Felten, die selbst studierte Bibliotheks- und Informationswissenschaftlerin ist und die Corona-Pandemie als große Herausforderung für alle Bibliotheken sieht: „Das wird auch 2021 so bleiben. Folglich müssen auch weiterhin alternative Wege zur Bibliotheksnutzung und Informationsversorgung gefunden werden. Gerade als kleine Einrichtung ist die Patientenbibliothek des Klinikum Warendorf ein hervorragendes Beispiel.“

Eva Holtz